

Kosmetikberaterinnen. Aber ich sah als Kind so viele Afroamerikaner in der Wissenschaft, der Mathematik und im Ingenieurwesen arbeiten, dass ich glaubte, das sei einfach das, was schwarze Leute tun.

Mein Vater, der während der Segregation aufgewachsen war, nahm eine andere Realität wahr. „Werde Sportlehrer“, hatte mein Großvater 1962 zu seinem achtzehnjährigen Sohn gesagt, der wild entschlossen war, Elektrotechnik am traditionell schwarzen Norfolk State College zu studieren.

Damals setzten afroamerikanische College-Absolventen, die belesen und mit Alltagsverstand gesegnet waren, auf Lehrerjobs oder suchten sich Arbeit im Postamt. Doch mein Vater, der, nachdem 1957 Sputnik ins All geschossen worden war, seine erste Rakete im Metallwerkunterricht der Mittelstufe gebaut

hatte, widersetzte sich meinem Großvater und stürzte sich mit Volldampf in die Ingenieurwissenschaften. Sicherlich waren die Befürchtungen meines Großvaters, dass es für einen Schwarzen schwierig sein könnte, sich dort zu behaupten, nicht unbegründet. Noch 1970 waren lediglich ein Prozent aller amerikanischen Ingenieure schwarz – eine Zahl, die sich bis 1984 auf unglaubliche zwei Prozent verdoppelte. Noch immer war die US-Regierung der verlässlichste Arbeitgeber für Afroamerikaner in Wissenschaft und Technik: 1984 waren 8,4 Prozent der NASA-Ingenieure schwarz.

Die afroamerikanischen Mitarbeiter der NASA fanden allmählich ihren Platz in der Ingenieurkultur der Raumfahrtbehörde, und ihre Erfolge eröffneten ihren Kindern einen Zugang zur amerikanischen Gesellschaft, der bis dahin undenkbar war. Ich wuchs mit weißen

Freunden auf, besuchte eine Schule ohne Rassentrennung. Vieles von dem, was sie an Vorarbeit geleistet hatten, nahm ich als selbstverständlich.

Tag für Tag sah ich meinen Vater einen Anzug anziehen und sich auf den Weg zum Gebäude 1236 machen, wo er sich alles abforderte – für das Raumfahrtprogramm und für seine Familie. Mit seiner Arbeit sicherte mein Vater der Familie den Platz in der bürgerlichen Mittelschicht, und Langley wurde zu einem der Anker unseres gesellschaftlichen Lebens. Jeden Sommer kauften meine Geschwister und ich von unserem ersparten Taschengeld Karten für das Ponyreiten beim alljährlichen NASA-Vergnügen. Jahr für Jahr vertraute ich meinen Weihnachtswunschzettel dem NASA-Weihnachtsmann auf der Langley-Kinderweihnachtsfeier an. Viele Jahre saßen Ben, Lauren und meine jüngste Schwester

Jocelyn, die noch ein Kleinkind war, an den Donnerstagabenden auf der Tribüne der Mehrzweckhalle in Langley und feuerten meinen Vater und sein NASA-Basketballteam, die Stars, an. Ich war nicht weniger ein Produkt der NASA als die Mondlandung.

Aus dem Funken der Neugier wurde bald ein leidenschaftliches Feuer. Ich löcherte meinen Vater mit Fragen über seine Anfänge in Langley Mitte der Sechzigerjahre, Fragen, die ich ihm nie zuvor gestellt hatte. Am darauffolgenden Sonntag befragte ich Mrs. Land zu den Anfängen im Langley-Rechenzentrum, als es zu ihren Aufgaben gehörte, die Toiletten zu kennen, die den „farbigen“ Angestellten zugewiesen und entsprechend gekennzeichnet waren. Und weniger als eine Woche später saß ich auf dem Sofa in Katherine Johnsons Wohnzimmer, über mir eine eingerahmte

amerikanische Flagge, die auf dem Mond gestanden hatte, und lauschte der Dreiundneunzigjährigen. Mit einem Gedächtnis, das schärfer als mein eigenes war, holte sie ihre Erinnerungen hervor: an getrennte Sitzplätze in Bussen, an die Jahre, in denen sie gelehrt und Kinder aufgezogen, und an die Zeit, als sie die Flugbahn für John Glens Raumflug berechnet hatte. Auch Christine Dardens Geschichten hörte ich mir an, über die vielen Jahre, in denen sie als Datenanalystin gearbeitet und auf die Chance gewartet hatte, sich als Ingenieurin zu beweisen.

Selbst als beruflich qualifizierte Person in einer integrierten Gesellschaft bin ich wohl die einzige schwarze Frau, die genug Empfangszimmer und Sitzungsräume gesehen hat, um eine Ahnung davon zu bekommen, welcher Chuzpe es bedurfte, als